



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Neueste Erzählliteratur. I.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Neueste Erzählliteratur.

I.

Die Maifchmetterlinge. — Zwei oder drei? — Organische Emancipation. — „Zwei Frauen“ von der Gräfin Hahn-Hahn. — Die Tricolore der Dunker'schen Hofbuchhandlung. — „Graf Chala“ von Ida von Düringsfeld. — Nococostyl und Kaukasus. — „Abalay“ von Anton Wilney. — Die modernen Aristokraten. — „Paul“ von A. von Sternberg.

Das letzte Halbjahr brachte uns wenig Kennenswerthes von erzählender Poesie; wir vermiften im Mesfkatalog auffallend viele der bekanntesten und gewohntesten Namen; Theologie und Pauperismus schienen die poetische Production verstummen zu machen. Aber kaum ist die Buchhändlermesse vorüber, so kommen sie von allen Seiten herangeflogen die bekannten Namen mit neuen Romanen, und wenn alle Monate so verschwenderisch spendend auftreten, wie der Mai, so wird's ein — hoffentlich — gesegnetes Literaturjahr. Die zweibändigen Bücher sind jetzt Mode geworden; sie halten eine bequeme Mitte zwischen dem dreibändigen Werke, an welches von der Kritik bedeutende Ansprüche gemacht werden, und den einbändigen Schriften, welche die Kritik häufig unbeachtet vorbeigehen läßt, wenn nicht ein schon accreditirter Name darauf geschrieben steht. Ich möchte diese zweibändigen Schriften als ein schweigendes Zugeständniß an die Auctorität der heutigen Beurtheilung auffassen. Man producirt überhaupt jetzt minder leichtsinnig, als es noch vor einigen Jahren häufig geschah, die Buchhändler sind auch wählerischer geworden, und man muthet der Welt nicht zu, drei lange Bände hindurch eine magere Geschichte atomenweise zusammenlesen zu müssen. Es ist in neuester Zeit in die ganze erzählende Production ein vollerer, massenhafterer Guß gekommen; man hat es gefühlt, daß jene Verbrämungen mit Reflexionen und Raisonnements, wie sie vor wenigen Jahren

noch Mode, nicht mehr ausreichen für eine rege Theilnahme. Die Lesewelt ist darüber hinausgewachsen; sie will jetzt nur Handlung, Stoff, Fülle — das Beiwerk soll nichts thun als anregen, durchaus nicht darlegen. Die Reflexion über allgemeine Verhältnisse und Zustände ist jetzt der Reiseliteratur und den Memoiren als Bestandtheil übertragen worden; die Erzählung muß von solchen Einschüßeln und Füllseln bis auf wenige Seiten befreit sein; sie soll eben nur ein volles, frisches, lebendiges Bild des Lebens geben. Es ist aber bemerkenswerth, daß diese Wandlung des Geschmacks und der Anforderung von den Frauen immerhin minder erkannt ist, als von den Männern; und hätten die Frauen nicht selbst ihre productive Literatur als „organische Emancipation“ bezeichnet, so möchte man leicht glauben, sie wollten auch jetzt noch, wie früher, als Dilettantinnen, als Individualitäten betrachtet sein und nicht als Potenzen gelten. Doch eben jene Frau, welche darauf den meisten Anspruch macht, seit sie vor verhältnißmäßig wenigen Jahren so mit beiden Füßen hereingesprungen ist in die Arme der Literatur, und welche alle Moden der letzten Jahre in ihrer Weise repräsentirte, sie hat das Verständniß dieser neuesten Anforderungen fort und fort weniger bewährt, als ihr früheres Auftreten erwarten ließ. Ich meine nämlich die Gräfin Ida Hahn-Hahn.

„Zwei Frauen“ heißt ihr neuestes Werk, welches immer wieder den allbekannten Stoff behandelt: Frauen, die erst in einer unglücklichen Ehe zum Bewußtsein ihrer selbst kommen und dessen, wonach sie recht eigentlich streben. Daraus entwickelt sich dann die Tragik der Hahn'schen Romane. Diese Stabilität der Gräfin Hahn-Hahn wird nachgerade bedenklich. Sie dreht und wendet diesen einen Stoff, sie sucht ihn immer wieder unter andern Gesichtspunkten aufzufassen und sie wird doch niemals mit ihm fertig. Man hat die Gräfin neuerdings allgemein sehr bitter getadelt, und dieselbe Kritik, welche früher Hosiannah rief, schreit jetzt beim Erscheinen jedes neuen Buches derselben ein vernichtendes Kreuziget. Ich habe die Gräfin Hahn-Hahn als Schriftstellerin eigentlich niemals geliebt und doch kann ich jetzt nicht so unbedingt in jenes *la mort sans phrase* einstimmen. Denn sie hat zwei Vorzüge, die ihr als Frau, als abschätzlicher Aristokratin und als Schriftstellerin außerordentlich hoch anzuzurechnen sind. Das ist ein gewisser rücksichtsloser Muth und eine

gewisse subjective, ehrliche Wahrheit. Sie hat den Muth, zu sagen, was sie denkt und wirklich just so, wie sie's denkt; sie hat die Ehrlichkeit, zu erzählen: So und so sind die Menschen, unter denen ich geboren bin und welche Aristokratie machen, dies und dies halten sie von Euch, und Solches und Solches ist Eure Stellung „in der Gesellschaft.“ Aber sie selber steht nicht außerhalb, noch weniger über dieser Gesellschaft; sie steht mitten darunter und möchte doch gern heraus, wenn's nur anginge, ohne sich der Populace zu nähern. Daraus hat sich bei ihr ein gewisses Etwas, ein nach allen Seiten hin Verlegendes herausgebildet, ihr selbst halb bewußt, aber nicht in seinen Ursprüngen und Wirkungen von ihr erkannt. Früher war sie ein Gamin weiblichen Geschlechts in der aristokratischen Schriftstellerinnenwelt; allein diese damalige Unbefangenheit hat sie verloren und dabei doch alle Behabung jener Zeit beibehalten. Dieser Widerspruch ist in ihr dasjenige, was ihr in neuerer Zeit so viele kritische Feinde machte und ihr die Sympathie der Lesewelt entfremdete; ihre eigenthümlichen Reize sind der Kritik längst bekannt und gewohnt, die Lesewelt weiß ihre Anschauungsweise auswendig, und Alle wollen nun endlich deren Resultate sehen. Diese aber kommen niemals, während doch in jeder neufolgenden Schrift der Anspruch auf unbedingte Anerkennung der Schriftstellerin Hahn-Hahn immer schroffer hervorspringt. Auch in diesem neuen Roman ist keinerlei Abschluß und keinerlei ästhetisches Resultat zu gewahren. Er könnte eben so gut vor „Ida Schönhof“, vor „der Rechte“, vor „Faustine“ geschrieben sein, als er ihnen nachgefolgt ist. Die ganzen alten Fehler der Construction des Ganzen und der Sprachweise im Einzelnen, die ganzen alten Vorzüge des plötzlichen, geistreichen Raisonnements und der brillirenden Reflexion — doch nirgends etwas Neues, nirgends etwas Ueberraschendes, nirgends die Abrundung fortgeschrittener künstlerischer Ausbildung. Wer die Hahn-Hahn'sche Manier liebt, wird den Roman wahrscheinlich mit demselben Interesse lesen, wie die frühern; die Kritik kann ihn nicht loben. Die Gräfin ist nicht mehr echt, und die Schriftstellerin ist noch nicht echt. Echt soll und muß aber das Eine bleiben, sonst werden beide bedeutungslos. Es ist in Ida Hahn-Hahn kein inneres Element der Fortbildung, sie hat bloß die „Allüren“ derselben und gibt statt wahrer Bewegungen allzu häufig „Emotionen.“ Gräfin Hahn-Hahn steht auf

dem Punkte, sich zu veroberflächlich, weil sie auf dem Punkte steht, in keiner Weise eine feste Haltung mehr zu haben. Sie stellt sich überall der Kritik offensiv gegenüber und kann sich doch nicht von der Literatur trennen; sie faßt alle Bewegungen der Zeit auf, aber sie verarbeitet keine; sie überschätzt sich und unterschätzt die Schwierigkeit ihrer Aufgabe. Daher entspringt vorzüglich ihre Stabilität, und auf solche Weise wird sie sich binnen Kurzem überleben. Denn selbst das Vortrefflichste veraltet ohne Weiterbildung, und bis zur Vortrefflichkeit hat es diese Schriftstellerin niemals gebracht; sie war nur ein eigenthümlich angethanes Naturell, dessen Offenbarungen in der Frau „aus der Gesellschaft“ sie einstens glücklich wiederzugeben wußte.

Der Buchhändler Dunker scheint für die aristokratische Frauenliteratur eine ganz eigenthümliche Uniform erfunden zu haben. Just in demselben blau-, roth- und goldglänzenden massenhaften Arabeskenstyl auf weißem, glacirtem Grund, wie das Buch der Gräfin Hahn-Hahn, ist noch ein zweites verziert, so daß man beide für Geschwister halten könnte. Dies zweite Buch heißt: „Graf Chala,“ von Ida von Düringsfeld. Innerlich aber ist dies Buch durchaus kein Bruder des vorhergehenden. Es weht darin ein viel frischerer, strafferer, stärkerer Geist, als in jenem, als in der jetzigen Ida Hahn-Hahn überhaupt. Dieser Graf Chala ist das erste Werk, auf welches Fräulein von Düringsfeld ihren Namen setzte, nachdem sie früher schon Buch auf Buch, Erzählung auf Erzählung hatte folgen lassen. Auf dem Titel dieser Erzählung hat sie gleichzeitig mehrere ihrer frühern Producte nachträglich anerkannt. Nur jenes eben nannte sie nicht, welches die Blüthe der Kritik und die Theilnahme des Publikums am meisten auf sie gelenkt hatte. Dies war „Magdalene.“ War dies Zufall? War dies Klugheit? Wer mag über Frauenlaunen entscheiden! — Wohl aber glaube ich, behaupten zu dürfen, daß Graf Chala ein Kind Magdalens ist: er ist eine männliche Magdalene. Dies soll der Dichterin kein Vorwurf sein; es ist nur eine Bemerkung. Nur darauf hindeuten will ich, daß wieder dieselbe Urmelodie dieses Buch durchklingt, wie jenes. Ein Mensch, mit dämonischem Liebesreiz angethan, halb unwillkürlich und doch mit Bewußtsein Alle vernichtend, die ihm in Liebe nahen, während doch Niemand ihm ohne aufflammende Neigung nahe zu treten vermag. Dabei ist solch ein

Mensch selbst von unendlichstem Drang zu unbegrenzter, unerschöpflicher Liebe, aber doch nicht innerlich kraftvoll genug, um dort rücksichtslos die Fesseln zu lösen, wo er liebt, trotzdem daß er auch diese Geliebte mit in das eigne Unglück hinabzieht, dies wissend, wollend, und dennoch in innerlichem Zernwürniß dabei sich selbst vernichtend. — Indem ich diese Paar Sätze überfliege, sehe ich, daß ich denen unverständlich bleiben werde, welche Magdalene und Graf Chala nicht gelesen. Aber ich will nicht Inhaltsangaben machen, sondern nur den Grundgedanken dessen andeuten, was Ida von Düringsfeld dichtet. Es ist uns beim Lesen Magdalenen's und Chala's immer zu Muth, als habe die Schriftstellerin innerlich selber fortwährend vor dem Gedanken gebebt: „wenn Dir ein solchermaßen angethauer Mensch im Leben begegnete!“ Darüber hat sie jedoch eben nur dessen augenblickliche Erscheinung aufgefaßt und ihn ein Stück Leben hindurch geschildert. Aber wie, warum, wodurch dieser Mensch just also wurde und werden mußte — dafür gibt sie nirgends eine echte, motivirende Grundlage. Das ist der gemeinsame Fehler der Erzählung in Magdalene und im Grafen Chala. Allein in anderer Hinsicht muß ich die Erzählung von diesem Grafen Chala als Zeichen tüchtigen Fortschrittes auffassen. Die Gruppierungen um die Hauptperson sind hier weit besser angeordnet, als in Magdalene; der Gang alles innern Lebens in ihm und den Frauen, mit denen er verkehrt, ist minder skizzenhaft gezeichnet und organischer entwickelt, als dort. Magdalene selbst war ein prometheisches Menschengebild, eine verkörperte Lorelei, wie sie im wirklichen Leben kaum erscheinen kann; Graf Chala dagegen ist das Bild eines Menschen, wie er unter gewissen Verhältnissen und unter gewissen ursprünglichen Bedingungen alle Tage unter uns möglich ist. Es kommt nur darauf an, daß ihm Naturen entgegentreten, an denen er seine Macht in vollem Maße zu üben vermag. Die ganze Charaktergestaltung, wie ich sie oben andeutete, ist überhaupt im Manne naturwahrer, als in einer Frau. Dort streift sie ganz dicht am Unweiblichen vorüber, und damit wird der allmächtige Liebesreiz unmöglich. Trotzdem ist jedoch Magdalene novellistisch besser geendet, als Graf Chala; dieser verschwindet uns wie ein Rebelbild, und nur die Nachwirkungen seiner Erscheinung gedeihen an den Frauen, mit denen er verkehrte, zu einer tödtlichen Vollendung vor unsern Augen. Die Aufgaben, welche

hier gelöst werden, sind so ungewöhnlich und wahrhaft quälerisch, daß sie vom rein ästhetischen Standpunkt jedenfalls sehr vielfach angegriffen werden können, ja werden müssen. Aber Ida von Düringsfeld hat sie wahrhaft poetisch gelöst; doch in Magdalene noch in größerem Styl, als im Grafen Chala. Dies klingt beinahe, wie ein Widerruf des kaum gefällten Ausspruchs von einem künstlerischen Fortschritt in diesem, und doch ist's keiner; Magdalene ist innerlich poetischer, Graf Chala ist technisch und äußerlich vollendeter. — Sollen endlich noch rein kritische Bemerkungen zugefügt werden, so kann dies mit zwei Worten geschehen. Es fehlt im Grafen Chala noch immer die Ruhe des künstlerischen Behagens, wenn schon minder als in Magdalene. Ferner fehlt die rechte Aneinanderarbeitung der Composition. Beides sind schwere Tadel, und sie lassen sich nur verbessern, wenn Ida von Düringsfeld nicht fort und fort so massenweis schreibt, wie es bisher geschehen. Just dieses massenhafte sich überstürzende Produciren hat die Gräfin Hahn-Hahn sehr bald unmächtig werden lassen, und es ist überhaupt die gefährlichste Klippe begabter Menschen.

Von den Büchern, welche Frauen schreiben, kommen wir zu einem, welches Deutschlands Frauen gewidmet ist, von den Schilderungen der innerlichen Wirren unserer vornehmen Welt zu dem Leben wilder Naturföhne, von dem modernen Rococostyl der Staffage zur uralten Wunderschönheit des Kaukasus. Seltsam, daß trotzdem auch hier der Name einer Frau den Titel des Buches abgeben mußte.

„Adalay“ heißt dieses „Gemälde aus Kaukasiens Gegenwart“, dessen Verfasser sich Anton Wilney nennt, dessen Verleger Friedrich Bassermann in Mannheim ist. Dieses Buch ist durchaus kein Roman; es bietet nur kaukasische Lebensbilder, welche an einem dünnen romantischen Faden aufgereiht sind. Das uns Allen interessante und trotz vielfacher Beschreibung doch noch ganz neue Terrain, auf welchem sich diese Schilderungen bewegen, ist charakteristisch aufgefaßt, wenn schon nicht ohne Breite behandelt. Daß dieses Buch just Adalay nach der Tochter eines tscherkessischen Häuptlings genannt ist, zu welcher ein gewisser Meyvil — der Verfasser heißt Wilney — in eine innige Beziehung tritt, erscheint eben so wenig richtig, als wenn ein Maler eine mächtige Landschaft unter der Einwirkung stürmender Elemente mit aller Ausführung gemalt und halb unter dem Gebüsch

verborgen zufällig die Skizze der Figur einer Zigeunerin angebracht hätte, und dann dies ganze Bild „die Zigeunerin“ nennen wollte. Viel bezeichnender hieße dieses Buch: ein Aufenthalt unter den Abochen, oder Sitten und Leben der Tscherkessen. Denn die Abochen und ihr Leben, ihre Berge und ihr Krieg sind die Hauptpunkte des Gemäldes; das Mädchen Adalay und der ehemalige polnische Officier, der Maler, der Mitkämpfer der Tscherkessen, Neyvil sind für das Ganze ziemlich einflußlose Nebenfiguren. — Uebrigens möchte man beinahe glauben, dieses Buch sei ursprünglich nicht in deutscher Sprache geschrieben; es ist überall ein Kampf des Gedankens mit dem Ausdruck ersichtlich. Trotzdem empfehle ich dessen Lectüre denen, welche sich für die Kaukasier und ihre Kämpfe gegen Rußland interessieren.

Ein Vernichtungskrieg ist jene Defensiv der Russen gegen die kaukasischen Volksstämme geworden; ein Vernichtungskrieg droht aber auch inmitten unserer europäischen Civilisation und unserer unfriederischen Gesellschaft. Es ist der des Proletariats gegen die besitzenden Klassen. Ja, dieser Krieg beginnt bereits allseitig mit seinen drohenden Gefechten, trotzdem daß auf allen Punkten seines weiten Schauplazes vom Mittelmeer bis an den Ural alle Bestrebungen der innern Staatenpolitik auf seine Verhinderung gerichtet sind. Die Resultate dieser Bestrebungen liegen vollkommen außerhalb unserer Vermuthungen und Wahrscheinlichkeiten. Die düstere Wolke, blutroth gesäumt, hängt schwer drohend über allen Landen. Wer mag sagen, ob sie als Wolkenbruch vernichtend herabstürzt, ob sie als Regen segnend über alles Land sich ausbreiten wird? — — Man möchte kaum glauben, daß dieser Kampf und was mit ihm zusammenhängt, irgendwo ein poetisches Motiv darbieten könne. Denn es liegt nach den Erkenntnissen der Gegenwart für alle bestehenden Verhältnisse zu viel Zerrüttendes und Vernichtendes in jeder einzelnen möglichen Wendung desselben — wie sie auch gestaltet sein möge. Es ist nach gar keiner Seite hin ein Sieg abzusehn, sondern nur ein ewiger Kampf der Vernichtung, in welchem Kunst, Poesie und alle höhere Wissenschaft nothwendig ersticken müssen durch Gelddurst, der doch nirgends jemals gestillt zu werden vermag. Sind die heutigen Besitzer der Geldmittel beraubt, so werden deren Räuber wieder beraubt, und in unaufhörlichem Gemetzel um den Besitz des Goldes wird die Erde entvölkert werden. Dies scheint die nothwendige Folge dieses

Kampfes. — Trotzdem haben mehrere Dichter dieses Interesse und diese Angst der Zeit vor einer Zukunft, die fast schon Gegenwart, zum Gegenstand ihrer Schilderungen gewählt, als sei sie bereits eine nahegelegene Vergangenheit. Auch A. von Sternberg faßte in „Paul“ diese Lebenssphäre auf. Just Sternberg tritt uns aber darin vollkommen unerwartet entgegen. Wir waren's immer gewohnt, ihm als Dichter einer modernen Aristokratie zu begegnen, die aus den Ueberbleibseln verschollener Adelschaft eine neue vornehme, äußerlich exklusive, innerlich der Zeit und ihren Strebungen angegeschlossene Welt herausbaut. Er erschien recht eigentlich als Vertreter einer demagogischen Formenaristokratie, einer neuen Gesellschaftswelt. Aber er zeichnete eben auch immer nur deren Anläufe und Anfänge. Die alte Gestaltung der aristokratischen Welt blieb trotzdem die eigentliche Färbung seiner Bilder. Nur wuchs aus den knorrigen, halbverdorrten Stämmen überall das frische, leicht bewegliche Reis hervor. Auch in diesem vorliegenden Roman schildert Sternberg dasselbe. Er zeichnet einen jungen Aristokraten, der alle Vortheile der Geburt, des Ranges, des Reichthums von sich wirft, um des Volkes Leid und Leben zu theilen. Und als er dies eine Zeit lang gethan, während aber fortdauernd dabei die Einwirkungen vornehmer Schutzengel ihn umschweben, gelangt er endlich wieder dahin, von wo er ausgegangen, zur Aristokratie; doch wird gesagt, er sei ein veredelter Aristokrat geworden. In einem Gespräch, welches ziemlich am Schlusse des Romans der Held Paul mit einer jener schützenden Feen führt, schildert er sich selbst und sein Leben mit wenigen Worten. „Eine rohe Jugend hat mich wild und herrlich gemacht; ich darf mir keinerlei edlen Beweggrund bei meinem Thun zuschreiben. Nur der Unmuth, die Welt so gefunden zu haben, wie ich sie mir dachte, trieb mich zu der heftigen Opposition, die ich durch mein Beispiel in's Leben habe treten lassen. Wenn Du glaubst, daß Ewiges und Göttliches mir vorgeschwebt, so bist Du im Irrthum und stellst mich höher, als ich stehe und stehen will. Ich will mit trotzigem Eifer mich meiner Zeit aufdrängen, ich will hinausgehn auf's freie Feld, damit man mich sehe und mich entweder tadle oder lobe. Nur will ich nicht allein stehen. Es ist der exklusive und verlassene Stand des Adels, der mich zu diesem Drang, mich der Menge anzuschließen, getrieben hat. Ach, wenn ich selbst einmal besser werde,

dann wird auch mein Streben edler sein; für jetzt ist es nur ehrsüchtiger Ungeßüm der Jugend, der mich treibt, zu zeigen, daß, wenn wir sogenannte Edlen nicht ganz unbrauchbar und lästig fallen wollen, wir uns dem Ganzen, Großen, nenne es immerhin, dem Volke anschließen müssen. An ein System, oder eine philosophische hohe Absicht habe ich wahrlich nicht gedacht." An diesen Sätzen ist denn auch die Entwicklung des ganzen Romans großgewachsen und wir stehen am Ende desselben, wenn wir die Resultate dessen erwarteten, was sich im dargelegten Lebensstück vorbereitete. Wir haben also gewissermaßen nur den Anfang eines Lebensbildes und keinen Aufschluß. Dies fühlt der Verfasser selbst, indem er ein entschuldigend Schlußwort beifügt. „Der Autor darf keine Zeile weiter schreiben," — sagt er — „die Zeit ist es, die die niedergelegte Feder ergreift und weiter schreibt. Was der Autor geben konnte, hat er gegeben, er hat die Anlage eines Charakters, der in unserer Mitte sich gestaltete und festigte, gezeigt; was nun die Thaten des Mannes sein werden? Dies voraussagen, ist der Autor nicht im Stande, sowie Du, Leser, es nicht bist, denn unsere Zeit schreibt gerade an dem wichtigsten Roman unsers Jahrhunderts, vielleicht auf den nächsten Seiten kommen die interessanten und entscheidenden Capitel." — Dies ist wohl wahr, aber es befriedigt den Leser des Romans „Paul" nicht. Man fühlt eine Leere, eine Müchternheit, wenn man dies Buch beendet hat, welches mit aller Sternberg'schen Schönheit und Eigenthümlichkeit begann, welches sich in der ihm eigenen Grazie und Formenrundung fortsetzt und welches nun mit einem so unbestimmten Anfang endet. Denn wir sehen aus den Reimen, welche dem Buch entsproßen, noch nicht einmal recht deutlich Art und Gattung des Baumes, der da werden soll. Und Sternberg hätte dies zu zeichnen vermocht! Soll ich eine Vermuthung aussprechen, so wäre es die: der Autor schrieb mit Lust den ersten Band und den Beginn des zweiten; dann kamen andere Arbeiten dazwischen, und als er später das Ende setzte, war die rechte Lust an dieser Schöpfung von ihm gewichen. Er schrieb nur einen Abschluß, um das Buch fertig zu machen. Darüber verliert das Publicum einen vollen Genuß und der Autor einen vollen Ruhm. Die Zeit rennt, wogt, stürmt, stürzt; aber die Dichtung muß wandeln. Der Anblick des Endziels soll sie zu raschen Schritten anregen, aber sie

muß dieses Endziel auch wirklich erreichen und nicht bei dessen Umgebungen stehen bleiben und sagen: das Uebrige wird sich von selbst finden. Darin eben liegt ja ihre Aufgabe, der Welt ein Bild in Farbenklarheit hinzustellen, welches dieser nur in dunkeln Umrissen und unbestimmt vorschwebt. Wie handelt aber ein Aristokrat als Mann, der seine Jugend im Volksleben veredelt hat? Dies war hier die Frage, und diese Frage hat Sternberg nicht gelöst. Dafür sind jene Andeutungen des Schlusswortes kein Aequivalent: anders wird das Leben, anders muß die poetische Anschauung hier antworten. Wo die Wirklichkeit fehlt, soll die Poesie prophezeien. Denn die Poesie ist ein rückwärtsblickender Prophet. Sie ist nicht nur Schwester und Tochter, sie ist auch Mutter aller Geschichte.

N. B.—8.